Einige Bemerkungen

über

Acclimatisation und Leben in den Tropen

mit besonderer Rücksichtnahme

auf die Inseln des malayischen Archipels.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

in der

gesamten Medizin

verfasst und der

Hohen medizinischen Fakultät

der

Kgl. Bayr. Ludwig-Maximilians-Universität in München

vorgelegt von

Heinrich Julius Lucca,

appr. Arzt aus Lütjenburg in Holstein.

München, 1897.

Kgl. Hofbuchdruckerei Kastner & Lossen.

Einige Bemerkungen

über

Acclimatisation und Leben in den Tropen

mit besonderer Rücksichtnahme

auf die Inseln des malayischen Archipels.

Von

Dr. Heinrich Julius Lucca.

München, 1897.

Kgl. Hofbuchdruckerei Kastner & Lossen.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546007_0122

Die Tropenländer sind bekanntlich diejenigen Länder, welche zwischen den Wendekreisen gelegen sind; in ihnen herrscht fast überall, abgesehen von den höheren Bodenerhebungen, das Tropenklima, welches gewöhnlich dahin definiert wird, dass in ihm das Wärmemittel auch des kältesten Monats nicht unter 20° C. sinkt. Also gehören weder die Nord- noch die Südküste von Afrika zu diesen Ländern, obgleich sie missbräuchlich oft hierzu gerechnet werden; ja man glaubte auf Grund dieser verkehrten Prämisse und weil die Europäer, meistens Süd-Franzosen und Italiener, in Algier gedeihen und sich fortpflanzen, den Beweis der Acclimatisations-Fähigkeit der Europäer in den Tropen geführt zu haben. Mit ebenso wenig Recht können die Boeren in den Tafelländern Süd-Afrikas als Beweis gelten.

Auch beim Tropenklima macht sich der Unterschied zwischen Continental- und Insular-Klima geltend, in dem ersteren sind die Unterschiede in den Temperaturen extrem gross, in letzterem die Wärme mehr gleichmässig über das ganze Jahr, über Tag und Nacht verteilt. So haben die Länder um den unteren Lauf des Indus, Arabien und der gegenüber liegende Teil Afrikas, sowie die steinigen Ebenen im Inneren Nord-Australiens zwar für einige Monate eine erträgliche, ja selbst angenehme Temperatur, dagegen aber in der heissen Jahreszeit, während mehrerer Monate ein Tagesmittel von mehr als 37° C. im Schatten, und die Temperatur der Gewässer erreicht dann Blutwärme.

„Der Boden ist gleich Feuer, der Wind gleich einer Flamme“, sagt der Nubier. Es leuchtet ein, dass eine so lang dauernde excessiv hohe Temperatur auf den Europäer höchst nachteilig einwirken muss.

Die Länder dagegen mit mehr insulärem Klima und näher zum Aequator gelegen, haben für das ganze Jahr ein gleichmässiges Klima. Die Differenz in Wärme zwischen wärmstem und kältestem Monat ist ca. 12° C. in Bombay, 10° in Madras, auf Ceylon 5° und auf den Inseln des malayischen Archipels kaum merkbar. Selten fällt in letzterem selbst in den kühlsten Nächten in der Tiefebene das Thermometer auf 23° C. oder steigt an den wärmsten Tagen auf 36° im Schatten. Hier ist es das gänzliche Fehlen einer kühleren Jahreszeit und die meistens schwüle Luft, welche die Kräfte des Europäers untergraben.

Ausgenommen in den Wüsten, besitzt die Tropenluft bedeutend mehr absolute und relative Feuchtigkeit und ist der Regenfall ein grösserer als in den Ländern der gemässigten und der kalten Zone. Während der jährliche Niederschlag an der feuchten Westküste Europas selten 1 mtr. erreicht, gilt diese Zahl für die Tropenländer als sehr mässig. Im malayischen Archipel beträgt er auf den meisten Stationen 2 bis 4 mtr. in den Hügelgegenden östlich von Bengalen ist das Jahresmittel zu mehr als 550 engl. Zoll gefunden, die Krone in dieser Hinsicht gebührt Cherra Poonjee (Assam) mit 805 Zoll im Jahre 1861 und 366 Zoll im Juli desselben Jahres.

Diese grosse Feuchtigkeit gepaart mit der grossen Wärme verursacht die überaus grosse Ueppigkeit des tropischen Pflanzenreiches. Der durch die Mächtigkeit der Vegetation bedingte Humus-Reichtum des Bodens wiederum, verbunden mit den soeben genannten zwei Faktoren, bedingt,

dass die Tropenländer denen der gemässigten Zone weitaus an Fruchtbarkeit voranstehen und in dieser Hinsicht überaus günstige Existenz-Bedingungen schaffen. Schon allein in Süd-Amerika wäre Land im Ueberfluss, um die ganze kaukasische Raçe zu ernähren. Dieser überaus fruchtbare Continent wird von riesigen natürlichen Wasserwegen durchschnitten. Der einzige Amazonas führt mehr Wasser zum Ocean als die acht grössten Ströme Asiens zusammen, und die schiffbare Länge des Rio de la Plata kommt der aller Ströme Afrikas zusammen fast gleich. Und doch verschwinden die Flüsse Europas weit hinter denen von Afrika und Süd-Asien an Wasserreichtum, der Ganges führt mehr Wasser als alle Flüsse Europas zusammen und die Insel Borneo besitzt 3 Flüsse, von denen jeder den Rhein an Wasserreichtum übertrifft.

Diese grossen Hilfsquellen der Tropen haben seit Jahrtausenden Menschen der gemässigten Zone angezogen. Ein grosses Hindernis ihrer Ansiedlung alldort hat aber stets in ihrem für Menschen jener Zone mehr oder weniger ungesunden Klima gelegen. Manche Gegenden gelten als direkt lebensgefährlich für Europäer, so haben Striche der Westküste Afrikas den Beinamen erworben, das Grab der weissen Menschen zu sein.

Für genannte Ansiedlung kommen wegen ihrer kulturellen Fähigkeiten und grossen Zahl in erster Linie in Betracht die arische und die chinesische Raçe. Erstere kann nur nach Verlauf von Generationen in den Tropen acclimatisieren, indem ihre Vertreter staffelweise in immer wärmere Länder vordringen, wobei dann zugleich der Volkstypus Veränderungen erleidet. So setzten sich die aus Central-Asien gekommenen Arier in Hindustan fest und dringen in der Neuzeit die englischen Ansiedler in Australien, holländische und

andere in Südafrika, italienische in Süd-Amerika und deutsche in Texas immer weiter gegen die Wendekreise vor. Dass Spanier im tropischen Süd-Amerika seit Jahrhunderten leben und sich rein fortpflanzen, kann man aber nicht als Beweis ihrer Acclimatisationsfähigkeit anführen, weil sie nicht wirkliche Kolonien in dem wahren (antiken) Sinn des Wortes dort gegründet haben. Sie bilden dort eben nur einen geringen Teil der Bevölkerung, den Stand der Herren, während die Farbigen als unterjochte Raçe alle schweren Arbeiten und besonders die Feldarbeit verrichten. Ebenso unmöglich würde es sein, auf den Bergländern Java's lebensfähige Kolonien von holländischen Bauern direkt zu gründen, wie Stokvis solches vorgeschlagen hat; in dem feuchten Bergklima würden Fieber und Darmkrankheiten ihnen sehr bald alle Feldarbeit unmöglich machen.

Dem gegenüber muss von der chinesischen Rasse gesagt werden, dass sie keine Generationen gebraucht, um in den Tropen Kolonien zu gründen, das chinesische Individuum ist vielmehr im Stande, von seinem Heimatlande, das viel kältere Winter hat, als man nach seiner geographischen Lage erwarten sollte, nach den Tropen versetzt, dort sogleich die schwerste körperliche Arbeit zu verrichten. Auf der Westküste Borneos bebauen Singkehs, d. h. in China geborene, ausgedehnte Reisfelder, auf der Insel Bangkah graben sie das Zinn, auf der Südküste Borneos waschen sie Gold und in dem ebenfalls aequatorial gelegenen Singapore besorgen sie mit ihren Yinrikshahs (Handwagen) den Personenverkehr und dies gegen so billigen Preis und zu so allgemeiner Zufriedenheit, dass eine Tramway-Gesellschaft dort im Entstehen begriffen, wegen der Aussichtslosigkeit mit jenen Dauerläufern konkurrieren zu können, den Plan wieder aufgeben musste. Diese nüchterne, arbeitsame, kraftvolle und intelligente Rasse würde

im friedlichen Wettkampfe der Nationen nicht nur die Palme erringen, sondern das Land der Palmen selbst, bei guter Verwaltung und vollständiger Freizügigkeit würden sie in weniger denn einem Jahrhundert alle Tropenländer in Kultur bringen und sich zu eigen machen.

Nur die Negerrasse scheint gleich jenen in allen Klimaten die schwersten körperlichen Arbeiten verrichten zu können, ohne dass hierzu Akklimatisation Generationen hindurch nötig wäre; sie akklimatisierten ohne Zeitverlust für die Plantagen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und ein Teil von ihnen ging darauf nach dem tropischen Liberia zurück, um auch dort wieder direkt mit schwerer körperlicher Arbeit zu beginnen. Aber ihnen fehlt die Intelligenz, Lust zur Arbeit und so manches mehr.

Es entsteht nun die Frage, kann sich das europäische Individuum in den Tropen soweit akklimatisieren, dass es dort eine lange Reihe von Jahren ohne wesentlichen Nachteil für seine Gesundheit verbleiben kann, vorausgesetzt, dass es keine schwere körperliche Arbeit zu verrichten hat? Und wie hat der Neuankömmling sich den schädlichen Einflüssen des Tropenklimas gegenüber zu verhalten? Wie seine Lebensweise einzurichten? Bevor wir dieses des Weiteren beantworten, möge gestattet sein, einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Viele Emigranten hoffen in den Tropen eine Art von Paradies zu finden und fühlen sich nachher bitter enttäuscht, wenn sie die nackte Prosa der tropischen Trias vor sich finden: Blumen ohne Duft, Vögel ohne Sang und Frauen ohne Herz. Im Laufe der Jahre legt sich dann wohl die Wehmut der Enttäuschung auf die in die Ferne blickende Seele, wenn diese unter dem Einerlei der Saisons und der ewigen Spinatfarbe der Tropennatur vergebens nach Abwechselung lechzt.

Das Heimweh webt dann wohl rosige Farben um Alles, was in der Heimat verlassen wurde, vielleicht ist aber jetzt dies alles in weite, zu weite, unerreichbare Ferne gerückt. Darum soll der Schritt ins unbekannte Land, der Sprung ins Ungewisse wohl erwogen werden. Viel hängt dabei ab von der Gesundheit und dem Temperament des Einzelnen. Und doch ist auch nach der strengsten Selbstprüfung die Täuschung nicht ausgeschlossen, tiefe Melancholie ergreift vielleicht den Fröhlichsten, wenn er sehen muss, dass Gesundheit und Karrière Schiffbruch leiden. Und die relativ grosse Zahl der Selbstmorde in den Tropen unter der weissen Bevölkerung entspricht den vielen zu nichte gegangenen Hoffnungen. Wenn aber einmal der Europamüde nach dem Wahlspruch: „Quo fata me trahunt“, entschlossen die grosse Reise antritt, so möge er manches, was ihm auf den ersten Blick als unnötige Sorge erscheint, zu Herzen nehmen.

Eine der ersten Utilitätspflichten für den Neuankömmling in den Tropen ist es, in Sitten, Gewohnheiten und Sprache der Eingeborenen einzudringen, um erspriesslich mit ihnen leben zu können und um sich vor Schaden zu bewahren. Er darf nicht etwa vorgefassten Meinungen nachgeben und glauben, dass die Eingeborenen in jeder Beziehung per se auf einer niedrigen Stufe der Intelligenz und Entwicklung stünden.

Kein europäischer Schiffsbauer, Architekt oder Waffenschmied könnte mit mehr Zweckmässigkeit als der doch auf sehr niederer Kulturstufe stehende Dajak im Innern Borneos, dessen Kahn zimmern, sein Haus bauen oder seine Waffe schmieden. Der Bauer keines europäischen Landes ist so vertraut mit Pflanzen- und Tierwelt wie der Dajak. In der dunklen, sternlosen Nacht des Urwaldes weiss dieser nach den verschiedenen Lauten der Tiere approximativ selbst die Unterteile jeder Stunde anzugeben. Er weiss in Blatt, Rinde,

Frucht und Wurzel, in Pflanze und Tier Gift und Heilmittel fast instinktiv zu finden, wo der europäische Laie unseres papierenen Zeitalters nach dem Buche greift, um auch dann vielleicht noch keine Auskunft zu erhalten.

Dagegen ist der Eingeborene wieder in manchen Dingen äusserst naiv und abergläubisch. Es möge gestattet sein, einige bezügliche Beispiele anzuführen. Ein Missionär wurde gefragt, ob Judas die 30 Gulden „contant" erhalten habe, auf seine bejahende Antwort brach die gesamte Gemeinde, in die Worte aus: „Ist das aber teuer". Wenn er erschrickt, so schreit der eingeborene Borneo's laut auf, um seine, wie er glaubt, durch den Schreck dem Leibe entflohene Seele zurückzurufen, denn würde ihm dies nicht gelingen, so hielte er sich von Stunde an für schwer krank. Er spricht am öffentlichen Wege mit lauter Stimme zum Fruchtbaume und ermahnt ihn, viele und gute Früchte zu tragen, zum Dank würde er ihm dann wie jetzt so täglich den gleichen Liebesdienst erweisen, ein Akt, welcher in der civilisierten Welt Hunden übel genommen wird, wenn sie ihn gegen Stuhl- oder menschliche Beine verrichten. Eine dajaksche Frau, deren Mann auf Reisen war, hörte Schreiber dieses einst ihrer halberwachsenen Tochter sagen, dass sie glaube, Papa käme bald zurück, weil ihr geträumt habe, schon dreimal mit ihm auf dem Altare der Venus geopfert zu haben, der Tochter schien diese Deutung einzuleuchten und sie stimmte der Meinung der Mutter bei. Der Beruf von Priesterin und öffentlichen Mädchen ist bei ihnen in einer Person vereinigt. Im Beisein von Kindern werden ohne Scheu die diversen Phasen des Sexuallebens beleuchtet und besprochen. — Eine solche naive Umgebung ist also für die Erziehung der europäischen Jugend nicht gerade fördernd.

Auch die Charaktereigenschaften der Eingeborenen sind

ein seltsames Gemisch, und zwar von Gutem und Bösem. Von Natur ist er tapfer und mutig, wenn er nicht wie auf Java durch Jahrhunderte lange Unterdrückung und Fremdherrschaft alle Initiative zur That verloren hat. Besonders wenn von religiöser Ueberzeugung, die man gut thut stets zu achten, getrieben, wie der Brahmane auf der Insel Lombok und der Muhamedaner auf Sumatra, geht er oft lieber in den Tod, als dass er sich den verhassten und verachteten Ungläubigen ergibt. Mit zäher Ausdauer verteidigt er das Land seiner Geburt.

Man muss seine Gemütsruhe bewundern, womit er sich in das Unvermeidliche schickt und schweres Unglück erträgt. Der Eingeborene bildet die Inkarnation des Horazischen „Nil admirari" gegenüber den mächtigen Erscheinungen und Erfindungen auf dem Gebiet des Dampfes und der Elektricität, wodurch das nervöse Europa fast alljährlich einmal in Staunen versetzt wird. Als einige Javanen zum erstenmal in ihrem Leben eine Locomotive zu Gesicht bekamen, wurden sie gefragt, nachdem die Maschine in Gang gesetzt war, was sie dazu sagten, sie antworteten: „Das Ding läuft eben von selbst", und schauten dann nicht weiter nach demselben um.

Der Fatalismus des Sohnes der Tropen macht Staunen, wenn man auf der Rhede von Aden oder Honolulu die eingeborene männliche Jugend zum Dampfschiff heranschwimmen und nach den von den Passagieren ins Wasser geworfenen Silberlingen tauchen sieht, ungeachtet der grossen Gefahr seitens der dort sich aufhaltenden Haifische. Man kann sich ihren Gleichmut nicht erklären, wenn man selbst Frauen in den winzig kleinen Kähnen auf den Flüssen Borneo's einem am Ufer ruhenden Krokodil vorbeifahren sieht, ohne auch nur im mindesten abzulenken.

Aber Treue und Dankbarkeit sind wenig, Selbstsucht und Rachsucht dagegen beim Eingeborenen meist stark entwickelt, sein Gedächtnis für empfangene Wohlthaten ist schwach, aber um so besser für erlittenes oder eingebildetes Unrecht. Um seiner Rachsucht zu genügen, vermag er lange Zeit zu warten und seine Gefühle zu verbergen, um dann um so sicherer seinem Opfer zu schaden oder es zu vernichten. Dabei greift er gern zu möglichst unsichtbaren Waffen und deren sind viele und dem Europäer wenige geläufig; so nimmt der Eingeborene des malayischen Archipels neben vielem andern z. B. die feinen kaum sichtbaren Nadeln, die an den jungen Bambuspflanzen wachsen und vermengt sie mit dem Essen seines Opfers, zur Zeit immer nur wenig, und diese Nadeln, die sich in der Schleimhaut von Magen und Darm festsetzen, verursachen dann Entzündung, Geschwüre und Blutung, woran der Betroffene meist erst nach Monaten stirbt.

Von dem Eingeborenen Hindustans sagt man, dass er, um sich an seinem Feinde zu rächen, sich des Giftes der Brillenschlange bedient: eine gereizte Schlange lässt er verschiedene Male in eine Banane beissen, das am meisten vom Gift durchzogene Fruchtfleisch wird dann auf ein dünnes Läppchen geschmiert und z. B. einer Kuh des Gegners in ano festgelegt, das Tier soll dann in kurzer Zeit zu grunde gehen. Auch sagt man ihm nach, dass er eine getötete Giftschlange ins Schlafzimmer des Feindes bringt, bei welchem Transport darauf geachtet wird, dass ihr Körper überall auf dem Boden schleift; das überlebende Exemplar des Paares soll dann, nach der Hitze des Tages, aus seinem Versteck hervorkommend, der Spur seines vermissten Kameraden nachgehen und event. grosses Unheil anrichten. — Manche eingeborene Konkubinen des malayischen Archipels pflegen ihren europäischen Herren in der edelsten Absicht allerhand Liebes-

tränke beizubringen, ohne sich deren, vielleicht gefährlichen, Eigenschaften bewusst zu sein. Und bei den europäischen Müttern ist die oft sehr berechtigte Furcht gross, dass ihren Kleinen durch die eingeborenen Kindermädchen Opium beigebracht werde, um lästige Schreihälse in Schlaf zu bringen; die Methode dabei ist sehr einfach und zweckentsprechend, das Opium wird unter die Fingernägel gebracht und der betreffende Finger dem Säugling in den Mund gehalten, der dann die Konsequenzen daraus zieht. Alles dies bringt mit sich, dass besonders bei den neuangekommenen europäischen Frauen oft Argwohn und Furcht um ihre Lieben die Nerven in Unruhe halten.

In der ersten Zeit der Akklimatisation pflegt auch die Furcht vor Schlangen, an denen ja die meisten Tropenländer so überreich sind, unvorteilhaft auf das Behagen Vieler einzuwirken, manche erschrecken beim Anblick jeder Schlange und malen sich die Gefahren mit düsteren Farben aus. Wenn einmal keine Schlange kommen möchte, so kommt vielleicht ein Skorpion oder Zentripede dahergekrochen, und der Neuling hat dann Emotion genug und Schlaf zu wenig, weil jene Vertreter der Zoologie im Traumleben in grösserer Anzahl wiederzukommen pflegen und auch aggressiver auftreten. Europäische Mütter haben oft ihre liebe Not, ihre Kinder zurückzuhalten mit nackten Füssen nach Art der inländischen unreiferen Jugend im Grase herumzuspielen und leben in beständiger Furcht, dass dieselben von Schlangen gebissen werden könnten. Viele Neuangekommene haben die Gewohnheit, allabendlich vor dem Schlafengehen unter Bett und Kopfkissen nachzusehen, ob sich etwa auch eine Schlange als Gast dort verkrochen haben möchte.

Ist nun diese Furcht wohl begründet? könnte man fragen. O ja, zum Teil sicher, besonders ist in alten hölzernen Häu-

sern, wenn sie durch Ratten und Mäuse fast wie ein Sieb durchlöchert sind, das Vorkommen von Giftschlangen nicht gerade selten. Der grossen Furcht und Vorsicht ist es zuzuschreiben, dass die Europäer nicht so leicht gebissen werden wie die fatalistischen Eingeborenen. Von allen den Menschen schädlichen Tieren droht ihm in den Tropen die meiste Gefahr von den Giftschlangen.

Einige einschlägige Fälle kamen Schreiber dieses in Behandlung, im Ganzen 6, in 5 derselben waren die Betreffenden von Giftschlangen gebissen, im 6. Falle der Betreffende nur angespuckt, auf der Gesichtshaut fand sich fleckenweise Rötung, die jedoch bereits am nächsten Tage wieder verschwunden war, während auf Zunge und Mundschleimhaut oberflächliche Substanzverluste bemerkbar waren, die das Essen beschwerlich machten und erst nach 4—5 Tagen wieder verschwanden. Dies sind zwar nur wenig Fälle, jedoch man darf nicht aus dem Auge verlieren, dass allein ein kleiner Prozentsatz der gebissenen Eingeborenen in die Behandlung des europäischen Arztes kommt, teils wegen der Indolenz der Angehörigen, des Vertrauens auf ihre eigenen Heilmittel, Furcht vor dem europäischen Messer oder religiösen Vorurteils, teils wegen äusserer Umstände wie z. B. wenn wegen zu grosser Entfernung rechtzeitige europäische Hilfe nicht erlangt werden kann. Gefährlicher noch als die Landschlangen sind die tropischen Seeschlangen, alle ohne Ausnahme sind höchst giftig, ihnen gegenüber ist besondere Vorsicht nötig, da sie sich in den Fischerkähnen verkriechen und längs der Ankerketten selbst auf die Schiffe klettern.

Nächst den Giftschlangen können dem Menschen verhängnisvoll werden die reissenden Tiere und zwar in erster Linie die Krokodile und darnach in abgelegenen Berg- und Walddistrikten die Tiger. Die Riesenschlangen lassen sich in dieser Hinsicht selten etwas zu Schulden kommen.

Als bestes Mittel gegen den Biss von Giftschlangen ist bis jetzt anzusehen ein tiefer Kreuzschnitt über die gebissene Stelle, darnach Auspressen der Wunde und Ausreiben der Schnittflächen mit sehr starker Lösung von übermangansaurem Kali und das gleichzeitige Trunkenmachen des Patienten durch starke Alkoholica als Whisky oder Cognac. Eine solche akute Alkoholintoxikation allein ist hinreichend, um beim Stich von Skorpion oder Zentripede Schmerzen, Uebelsein und alle weiteren Folgen zu beheben. Als Erklärung gilt, dass das Gift durch die Magenschleimhaut angezogen würde, wie das Morphium nach subkutaner Einverleibung, und so im Lumen des Magens zur Ausscheidung käme und dort durch den Alkohol koaguliert und unlöslich gemacht würde. Die Eingeborenen pflegen auf die durch einen Skorpion gesetzte Stichwunde das zu einem Brei gestossene Tier zu legen und zwar, wie sie sagen, mit guten Erfolg. Neuere Forschung hält die Giftschlangen für immun gegen das Gift anderer Schlangen. Und in den letzten Jahren sind erfolgreiche Versuche gemacht, um Kaninchen durch wiederholte subkutane Dosen von Schlangengift zu immunisieren. Das von vielen Seiten gelobte Strychnin hat Schreiber dieses nicht erprobt, in der Meinung, dass diesem ein nur symptomatischer Erfolg innewohnt, und immerhin besteht die Gefahr, dass durch zu heroische Dosen Unheil gestiftet werde, vor allem, wenn der Biss von einer nicht giftigen Schlange herrührt, die durch giftige Gebissenen nämlich sollen eine grosse Toleranz gegen die Wirkung des Strychnins besitzen.[1])

Die Wahl des Ortes der Niederlassung bleibt meistens wohl nicht dem Neuankömmling überlassen, die Umstände oder Vorgesetzte übernehmen in der Regel diese Sorge für

[1]) Macdonald, Lancet 21. Sept. 95.

ihm. Im allgemeinen gelten die Plätze im Binnenlande für gesünder als die der Seeküste, Gebirgsgegenden für zuträglicher als die der Tiefebene.

In grösseren Städten findet der Neuankömmling meistens sein Unterkommen in Hôtels oder bei Privat-Familien und bleibt daher aus der Art der Sache eine etwaige Sanierung der Wohnung meistens ausserhalb seines Bereichs. Kommt er an einen erst neu besiedelten Ort oder Station im abgelegenen Binnenlande, welches weder durch gebahnte Wege noch durch Flüsse mit der Küste verbunden ist, so sieht er sich oft gezwungen aus am Platze vorhandenem Material sich eine primitive Behausung herstellen zu lassen, die dann aber den Vorzug der Billigkeit haben wird. Kommt er dagegen auf einen Platz, der leidliche Verbindungen mit der Aussenwelt hat und in die Lage, dort ein dauerndes Heim zu gründen, so ist folgendes zu beachten.

Sandiger oder steiniger Untergrund bietet ein gesünderes Terrain für eine Wohnung als ein humusreicher oder sumpfiger Grund. Wo das Grundwasser hoch steht, ist das Niveau desselben so möglich durch Drainage tiefer zu legen. Wo dies nicht angänglich, thut man gut, den Boden durch Auffüllen von Sand und Geröll zu erhöhen. Beim Abstechen der Grundfläche für die Gebäude muss zugleich auch die Frage der Wasserversorgung berücksichtigt werden. Ein Brunnen darf nicht zu nahe den Plätzen von tierischen und pflanzlichen Abfallstoffen projektiert sein. Derselbe muss meistens sehr tief gegraben werden, um auch in der trockenen Jahreszeit Wasser zu halten; auf 1 oder 2 mtr. weit von der Oeffnung wird die Erdoberfläche cementiert, desgleichen die obere Hälfte der Seitenwände des Brunnens, die untere Hälfte mit Ziegelwerk versehen. In der Nähe der flachen Seeküste ist das Grundwasser oft mit Salzteilen mehr

oder minder versetzt. Alsdann würde ein Brunnen kein trinkbares Wasser liefern können. Man thut in diesem Falle gut, das Regenwasser in der nassen Jahreszeit durch die Dachrinnen zu sammeln und in einen oder mehrere cementierte Behälter zu leiten. Oder man kann vielleicht, wenn der Wohnort an der Mündung eines Flusses liegt, süsses Wasser von stromaufwärts erhalten. Auf diese Weise findet die allerdings notdürftige Trinkwasserversorgung der Stadt Bandjermassin an der Südküste Borneos statt. Dieser Platz liegt auf von Salzteilen durchzogenem, sehr sumpfigem Untergrund, der nicht einmal das Aufbauen steinerner Wohnhäuser zulässt, und wo bei Begräbnissen die Särge durch sich darauf stellende Männer niedergedrückt werden müssen, um nicht während des Zuschaufelns in dem beinahe flüssigen Boden wieder nach oben zu treiben. Dort wird ein grosser eiserner Kahn stromaufwärts gesandt, mit Süsswasser 3. Ranges vollgefüllt und dies kostbare Nass alsdann an die europäische Gemeinde und einige wenige, gewichtige Eingeborene verteilt: Sitiunt vivi, natant sepulti.

Es mässigt die Hitze im Hause, wenn der Grund in der Umgebung desselben im Schatten von Bäumen liegt, das Haus selbst aber muss den bactericieden Sonnenstrahlen ausgesetzt bleiben, um es zugleich auch in einem grösstmöglichen Zustand von Trockenheit zu erhalten. Auf kleinen Plätzen werden die Häuser aus ökonomischen Rücksichten meistens ohne Stockwerk gebaut. Wenn aber ein solches zur Verfügung stehen sollte, so ist dies in erster Linie für die Schlafräume zu reservieren, um der während der Nacht aufsteigenden Grundluft mehr entrückt zu sein. Die Bodenluft kann besonders deshalb schädlich wirken, weil sie in den oberen Erdschichten anwesende Malaria-Keimen und wahrscheinlich auch die der Beri-Beri beim Aufsteigen mit sich

reisst. Liebig hat behauptet, das Aufsteigen der Grundluft während der Nacht wäre durch die grössere Tangential-Geschwindigkeit der nächtlichen Erdoberfläche begründet. Meiner Ansicht nach ist aber diese Theorie nicht stichhaltig, denn wenn auf solche Weise das Gleichgewicht zwischen Centripetal- und Centrifugalkraft gestört wäre zu Gunsten der letzteren, so würde diese beim grösser werden des Abstandes der Lufttheilchen vom Erdmittelpunkt ein immer grösseres Uebergewicht erlangen und zwar mit dem Resultat, dass die Erdoberfläche dadurch von der Atmosphäre entblösst werden müsste. Die Thatsache erklärt sich vielmehr einfach daraus, dass nach Sonnenuntergang die äussere Luft sich schneller abkühlt als die Bodenluft und sich daher schneller zusammenzieht, während letztere als die wärmere durch ihre grössere Spannung nach aussen, wo der Gegendruck vermindert ist, entweichen kann. Dazu kommt noch, dass die Bodenluft fast immer mit Feuchtigkeit in grösserem Masse gesättigt ist als die Aussenluft, und dann auch noch, dass dieser Dampf vermöge seiner höheren Temperatur eine höhere Tension aufweist. Wo also aus dem oben angegebenen Grunde ein Haus nur Parterre-Räume hat, empfiehlt sich, das Parterre möglichst hoch zu legen. Der Flur muss mit einem für Luft und Feuchtigkeit möglichst wenig durchlässigen Material bedeckt sein, wird also zweckmässig cementiert. Die Badestube ist mit Closet zu versehen und im Wohnhause selbst unterzubringen. Die Aussen-Mauern werden mit Kalkanstrich versehen, überdies ca. $^1/_2$ mtr. hoch hinauf mit Steinkohlentheer bestrichen. Alles Holzwerk hat aus termitensicherem Material zu bestehen. Balken- und Bretterwerk an der Aussenseite des Hauses wird zweckmässig und billig mit 2maligem Anstrich von schwedischem Theer versehen; auf dieselbe Weise Rahmen und Füllungen von Thüren und

Fenstern mit gekochtem Leinöl. Der Comfort des Hauses wird wesentlich erhöht durch offene oder halbgeschlossene Veranden, wenigstens an Vorder- und Hinterseite des Hauses sollten solche angebracht werden. Das Dach muss ziemlich steil sein, weil sonst leicht bei schwerem Wetter der Regen durchschlägt; die Dachbedeckung bestehe aus gut gebrannten Pfannen oder aus Schindeln. Die Wohn- besonders aber die Schlafräume haben luftig zu sein. Die Betten dürfen nicht an einer Aussenmauer, vorall nicht an der Wetterseite des Hauses stehen, weil sonst dem Körper durch Ausstrahlung zu viel Wärme entzogen würde. Die Wirtschaftsgebäude sollten durch überdeckte Gänge mit dem Wohnhause verbunden sein wegen des vielen und schweren Regens. Das Abwasser von Küche, Ställen etc. sollte durch Rinnen oder Kanäle fortgeleitet werden, welche, wenn wenig Gefälle vorhanden, wenigstens in der Nähe der Gebäude mit Ziegelwerk oder Cementierung versehen sein müssen. Der Flur von Pferde- und Kuhställen bestehe aus Bohlen und liege wegen bequemer Reinigung und Spülung ca. 1 mtr. über dem in entsprechender Ausdehnung cementiertem Grund. Das Rindvieh sollte nicht zu nahe dem Wohnsause gestallt sein, weil durch dasselbe Mosquitos angelockt werden. Es gereicht zu grosser Annehmlichkeit, einen Garten am Hause zu haben mit Weideplätzen für das Vieh und um nicht wegen der täglich gebrauchten Früchte und Gemüse von dem meistens schlecht beschickten Markte abhängig zu sein.

Wenn man hoffen will, lange Zeit in den Tropen zu leben, so gilt Mässigkeit und Vorsicht in allen Dingen als Hauptbedingung. Vor allem hat man sich vor Ekältungen zu hüten, die dort, weil der Körper oft nass ist von Schweiss, so leicht vorkommen und an die sich so häufig Fieber und Darmkrankheiten anschliessen. De Lesseps hatte sehr

recht, als er seinen nach Panama gehenden Ingenieuren anriet, sich in dem warmen Lande vor der Kälte in Acht zu nehmen; und so paradox es auch klingen mag, gegen die Kühle seiner heimatlichen Nächte ist der Eingeborene weit unempfindlicher als der Europäer. Besonders der Neuankömmling thut deshalb gut, dünnes Wollzeug (Flanell) als Unterkleidung zu tragen, welche täglich zweimal gewechselt werden muss. Viele finden eine solche Kleidung der grösseren Wärme wegen sehr unbequem, und manche können freilich auch im Laufe der Jahre sich allmählich desselben ungestraft entwöhnen, eine leichte, wollene Leibbinde jedoch bleibt auch in diesen Fällen anzuraten. Denn der Bauch bildet das punctum minoris resistentiae und eine erfolgreiche Carriére in den Tropen hängt oft mehr von ihm ab als von einem guten Kopf. Er bildet das anatomische Substrat, auf dem eine grosse Zahl der tropischen Krankheiten ihren Ursprung nimmt oder auf das dieselben ihren üblen Einfluss am meisten geltend zu machen pflegen. Der Magensaft leidet meistens an Verarmung von Salzsäure, zu Wege gebracht teils durch die grosse Aufnahme von Flüssigkeit, teils durch die reichliche Entziehung von Chloriden durch den vielen Schweiss.

Von grösstem Einfluss auf die schlechte Verdauung ist aber auch die allgemeine Erschlaffung der Nerven. Der Appetit hat meistens bereits nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten eine Einbusse erlitten. Daher ist es Sache des Arztes, solchen Patienten nicht beinahe alle möglichen Speisen zu verbieten, sondern für Abwechselung zu sorgen und auf den individuellen Geschmack grösste Rücksicht zu nehmen. Man hat nicht einzelne wenige Speisen vorzuschreiben und alles übrige zu verbieten, sondern unter vielem auswählen zu lassen. Eine pikante Speise behebt meistens besser eine Appetitlosigkeit und damit auch die schlechte

Verdauung als eine Medicin.

Die meisten wohlhabenden Europäer in den Tropen begehen den Fehler, dass sie grosse Mengen Fleisch oder andere Eiweissstoffe essen zu müssen glauben, um bei Kräften zu bleiben, der Magen aber mit seinem meistens verminderten Salzsäure-Gehalt ist nicht im stande, solche Massen zu verzehren, und diese werden dann teilweisse als unnötiger, oft schädlicher Ballast, von dort weiter geschafft. Die ärmere Klasse der Europäer reduciert aus Sparsamkeitsrücksichten die Fleischnahrung oft auf ein Minimum, sie nähert sich in dieser Hinsicht wie in so mancher anderen mehr der Lebensweise des Eingeborenen. Der ersteren Klasse ist also in der Regel anzuraten, den Fleischgenuss einzudämmen, der zweiten aber das entgegengesetzte, was auch meistens angängig ist, wenn für Kleider und Vergnügungen weniger Geld ausgegeben wird. Sie ist finanziell immer noch viel besser gestellt als die grosse Masse der Eingeborenen, die in einigen schwer bevölkerten Gegenden beinahe in chronischem Hungerzustande leben. Es gibt einzelne Distrikte auf Java, wo gegen 25,000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, und doch nur auf die Erträgnisse der eignen, intensiven Bodenkultur angewiesen sind, da, wie dies oft der Fall ist, keine Industrie besteht, die Tauschobjekte für Nahrungsmittel nach auswärts liefern könnte. Die Bevölkerung isst durchweg nur einmal pr. Tag und dann, wenn auch ziemlich viel Reis, nur ein wenig Fisch dabei und event. ein gesalzenes Entenei. Hier ist wie auch in einem grossen Teil Nieder-Bengalens seit lange das mögliche Bevölkerungs-Maximum erreicht; die Ziffern der Geburten und Sterbefälle halten sich das Gleichgewicht, etwaige Schwankungen, durch Epidemien und Misswachs oder durch gute Ernten verursacht, gleichen sich schnell wieder aus.

Das Trinkwasser muss filtriert sein. Um aber sicher

zu gehen durch keine schädlichen Keime infiziert zu werden, empfiehlt sich der Gebrauch von importierten Mineralwässern. Wenn nicht auf den Genuss von Alkohol verzichtet wird, so ist er am zuträglichsten als Cognac oder Whisky diesen Wässern beigemengt. auch verdünnte Bordeauxweine und die sog. drinks, wie sie in den Vereinigten Staaten im Sommer beliebt werden. sind dem Genuss von Bier weit vorzuziehen; während erstere kühlende Wirkung haben und das Nervensystem erfrischen, steigert letzteres das Wärmegefühl und macht schlätrig. Tabakgenuss wird von vielen Europäern minder gut vertragen als im Mutterlande und bleibt dann am besten ganz unterlassen. Das Baden geschieht in der Regel zweimal täglich, des Morgens und dann wieder in den späteren Stunden des Nachmittags. Vollbäder sind wegen der lauen Temperatur des Wassers wenig erfrischend, Douche und Uebergiessung verdienen den Vorzug. Manche Personen aber vertragen diese Bäder nicht, weil sie hernach leichtes Fieber bekommen. ihnen sind nasse Abreibungen oder gewärmte Bäder anzuraten.

Auf den Abtritten werde kein Papier verwendet, sondern Spülung mit Wasser.

Auf Java und den andern Inseln des Archipels sind es die Darmkrankheiten, besonders die ungemein häufig vorkommende Diarrhoe, die einen grossen Teil der oft supponierten Theorie von der Gesundheit des Bergklimas zu nichte macht. Täglich kommt es vor, dass Patienten aus diesem Grunde von den Bergdistrikten nach der warmen Tiefebene evakuiert werden müssen; frappierend ist es dann zu sehen, wie Patienten, die Wochen und Monate lang in den Bergen an Diarrhöen litten, denselben Tag, wo sie die warme Luft der Tiefebene erreichen, beginnen sich wohl zu fühlen und gesund sind und bleiben. Einige beschuldigen die grössere

relative Feuchtigkeit der Luft in den Bergen, andere den grossen Temperaturunterschied zwischen Licht und Schatten, von Tag und Nacht, noch andere das Trinkwasser als Ursache. Aber ganz befriedigen thun alle diese Erklärungen nicht, da die Einflüsse genannter Ursachen sich doch teilteilweise oder ganz ohne Schwierigkeiten beheben lassen. Vielleicht kommt ein bis jetzt noch unbekannter Faktor hinzu.

In Fällen von Diarrhöe ist es vielleicht noch mehr als in Europa angewiesen, Opiate zu vermeiden, dagegen milde Laxantia als ol. ricini oder ein Bitterwasser anzuwenden, um, was meistens in erster Linie notthut, den Darm von gährenden Stoffen zu entlasten. Die meisten Medikamente sind in der Regel machtlos, aber einige wenige oft von grossem Wert. In erster Linie die aq. calcar. weil sie den der Darmschleimhaut aufsitzenden Schleim löst, so dass dieser, nunmehr derselben nicht mehr adhaerent, leicht herausgeschafft wird. Alle physiologische Sekretion der adnexen Drüsen, sowie auch die Resorption können dann wieder unbehindert in Funktion treten. Sie ist daher bei lang andauerndem Darmkatarrh, wenn die Schleimhaut mit zähem Schleim überzogen ist, von ausserordentlichem Nutzen. Man kann oft sehen, dass nach 2 oder 3tägigem Gebrauche derselben 1 bis 2 Deciliter zähen, klaren Schleims zusammengeballt im Stuhle sich finden und damit am selben Tage die Krankheit behoben ist. Man gibt für genannte Zeit als ausschliessliche Nahrung per Tag für Erwachsene etwa 1 Liter Milch gemengt mit demselben Quantum Kalkwasser, an Kinder und Säuglinge entsprechend weniger. Bei zu lebhafter Peristaltik ohne weitere Veränderungen des Darmrohres ist sehr zu empfehlen die Darreichung einer wässerigen Mischung von Morphium mit Atropin, von beiden etwa die halbe Maximaldosis.

Uebrigens werden wohl überall in den Tropen auch die anderen Mittel der europäischen Pharmacopoeen verordnet.

Bei der sog. cat. Dysenterie gelte als ausschliessliches Regime Einleitung der Kur durch ol. ricini oder event. ein anderes mildes Laxans und darnach Verordnung von

Cort. fruct. Granat.
„ chinae
„ simarub.
} ana 4,0

auf ca. 0,8 Wasser gethan und mit demselben so lange gekocht bis 0,4 Flüssigkeit restiert, ½ Stunde vor Frühstück, Mittag- und Abendessen wird davon jedesmal ca. 0,13 getrunken. Dies in Verbindung mit strikter Reisdiät, Ruhe und Warmhalten von Bauch und den unteren Extremitäten bringt fast regelmässig in wenigen Tagen die Krankheit zum Weichen.

Die sog. diphtheritische Dysenterie ist im malayischen Archipel in den letzten Dezennien immer seltener geworden und wahrscheinlich demzufolge auch der Leberabscess.

Man darf jedoch bei der Behandlung der Darmkrankheiten nicht vergessen, dass in den Tropen die Malaria sehr häufig denselben zu grunde liegt, zuweilen selbst choleraähnliche Erscheinungen verursacht.

Die Malaria ist ohne Zweifel die bedeutungsvollste Krankheit der heissen Länder und man hat sie deswegen auch die Geissel der Tropen genannt. Sie macht manche Strecken der heissen Zone für die weisse Rasse geradezu unbewohnbar, besonders an der Westküste Afrikas vom Kongo zum Senegal ist dies vielfach der Fall. Radama, der Gründer der Hovadynastie, sagte seinen Ministern, er habe einen grossen General den auswärtigen Feinden entgegenzustellen, mit Namen die Malaria. Und wirklich der grösste Feind, den in unseren Tagen die französischen Truppen auf

Madagaskar zu überwinden hatten, war das Malariafieber; 33% der Soldaten lagen krank daran in den verschiedenen Hospitälern der Insel, und die Todeslisten waren enorm gross und sicher nicht übertrieben, der „Gaulois“ schrieb, die Zahl der Toten würde wohl nie bekannt werden in Frankreich. Die Malaria beansprucht in Hindustan 6 mal so viel Opfer als die Cholera. Das Virus hat seinen Sitz in den obersten Schichten des Bodens und wahrscheinlich auch im Wasser. Eine vielverbreitete Ansicht will, dass das Virus zwar durch den Wind verschleppt werde, aber nur über kurze Strecken; dies mag cum grano salis ziemlich zutreffend sein, allein es gibt auch Beispiele, wo dasselbe viele Meilen weit von den Sümpfen an der Küste über mehr denn tausend Meter hohe und geschlossene Gebirgszüge durch den Passatwind in die dahinter liegenden, sonst sehr gesunden Gegenden gelangt und dann regelmässig einen grossen Prozentsatz der Bevölkerung infiziert. In den meisten Ländern wird besonders die Regenzeit als malariaschwanger gefürchtet, im malayischen Archipel aber ist auch die trockene Zeit, vor allem in ihrem Beginn, durchaus nicht frei von Maleriafiebern. Wahrscheinlich hat das Sinken des Grundwassers diesen üblen Einfluss zum Erfolge. Am gefährlichsten pflegt das Fieber in der Nähe von trocken werdenden Sümpfen zumal an der Seeküste, wo Salz- und Süsswasser sich mengen, zu wirken. Ferner sind Korallenbänke, wenn sie bei Ebbe bloss zu liegen kommen, sehr gefürchtet. Besonders pflegen auch frisch urbar gemachte Ackergründe, sei es in der Ebene oder im Gebirge einen sehr üblen Einfluss zu haben. Am gesündesten wird Sandgrund geachtet, wahrscheinlich findet das Plasmodium in ihm keinen geeigneten Nährboden. Vielfach sind die Verhaltungsmassregeln, die gegeben werden, um dem Einflusse der Malaria zu entgehen, aber den grossen Erwartungen ent-

sprechen sie meistens wenig; besonders darf man nicht glauben, dadurch die Gefahr beschwören zu können. Es ist etwas oft vorkommendes, dass Leute, obgleich nach allen möglichen Regeln der Hygiene lebend, vom Fieber viel zu leiden haben, während dagegen andere, alle solche Massregeln in den Wind schlagend, vom Fieber verschont bleiben können. Wenn das Virus längere Zeit auf den Körper merkbar eingewirkt und sich in ihm sozusagen festgesetzt hat, so bleibt als einziges Refugium nur die Evakuation in malariafreie Gegend. Ein sehr günstiges Moment gegen die Krankheit ist ein aktives Leben mit viel körperlicher Bewegung im Freien. Nach einem langen, ermüdenden Ritt zu Pferde durch Hitze und Sonnenschein fühlt man sich in der Regel am folgenden Tage besonders wohl. Europäer mit sitzender Lebensweise bieten meistens den fahlen Teint der Malaria, während solche mit viel Bewegung in der freien Luft sich einer relativ gesunden und frischen Gesichtsfarbe erfreuen. Es deutet alles darauf hin, dass der Schweiss in dieser Hinsicht von der grössten Bedeutung ist. Mit ihm scheinen die Toxine den Körper zu verlassen. Der Schweiss von Malariakranken hat einen charakteristischen, üblen Geruch; filtriert Tieren eingespritzt, soll er wieder Fieber erzeugen, während Schweiss von gesunden Personen keine üble Einwirkung hat. Chinesische Aerzte legen grosses Gewicht auf den Ausbruch und die Beschaffenheit desselben, bei jeder Visite probieren sie den Schweiss an der Stirn des Kranken mit der Zunge, ist der Geschmack bitter, so ist die Krankheit noch nicht im Weichen begriffen, ist er salzig, so stellen sie auf Grund dieser Chloridprobe ein Weichen des Fiebers in Aussicht. Als schweissunterdrückend sollte die Anwendung von kalten Bädern strenge vermieden werden und noch mehr die zuweilen beliebten Abreibungen mit Eisstücken. Um den so

sehr zu wünschenden Schweissbruch zu befördern, verdient es, wenn man von anderen Methoden absieht, grosse Empfehlung den Fiebermitteln gelegentlich Pilocarpin beizumischen.

In Bezug auf den Wert der einzelnen speziellen Fiebermittel gehen die Ansichten der Aerzte sehr auseinander. Im allgemeinen wird dem Chinin wohl zu viel Lob gespendet, vielleicht weil man es in früheren Zeiten als das specificum par excellence gestempelt hat, im Gegenteil ist ihm bei grösseren Dosen oder längerer Anwendung ein übler Einfluss auf das Nervensystem nicht abzusprechen, überdies führt es in veralteten Fällen eine gründliche Heilung wohl nie herbei. Es wird am besten in einer täglichen grossen Dosis, da die Fieber in dem malayischen Archipel in der Regel quotidiane sind, gegeben und zwar 6—8 Stunden vor dem zu erwartenden Anfall, der dadurch ganz oder teilweise unterdrückt werden kann. Kurz vor und während der Dauer des Fieber-Anfalls sollte Phenacetin, Antipyrin oder Acetanilid gereicht werden, event. mit Beimengung von Diureticis, Brompräparaten oder Pilocarpin, letzteres kann zweckmässig auch in Salbenform eingerieben zur Anwendung kommen.[1]) Die Bedeutung der drei eben genannten Fiebermittel wird jetzt meist unterschätzt, hauptsächlich wohl, weil sie als die Temperatur schnell herabsetzend perhorresciert werden. Vielleicht liegt aber ihre Heilkraft wesentlich in der Schweiss treibenden Wirkung und einem in seinen Details noch nicht aufgeklärten heilsamen Einfluss auf das Nervensystem.

In nicht veralteten Fällen sind sie häufig für sich allein im stande das Fieber zu heilen. Von allergrösstem Nutzen ist in veralteten Fällen eine längere Kur mit acid arsenicos.

[1]) Humbert Molliere, Lancet 6. Juli 1895.

am besten in der Form der asiatischen Pillen; überdies verdient es auch als Prophylacticum vor allen Mitteln die meiste Empfehlung. Neben diesen genannten Fieber-Mitteln haben gelegentlich milde Laxantia z. B. ol. ricini oder Bitterwasser Anwendung zu finden.

Eine in mancher Beziehung wichtige Krankheit des malayischen Archipels ist die Beri-Beri. Sie kommt wohl ausschliesslich nur bei Männern vor und bei diesen wiederum fast nur zum Ausbruch in Gefängnissen, Hospitälern, Kasernen, auf Schiffen und überhaupt an Orten, wo eine grössere Anzahl von Personen für längere Zeit auf eine relativ beschränkte Räumlichkeit angewiesen ist. Zumal wenn diese Orte hygienisch schlecht eingerichtet sind, Mangel an Luft und Licht haben, dumpfig und überfüllt sind, wenn dazu das Essen qualitativ und quantitativ mangelhaft ist. Einen üblen Einfluss soll die unter solchen Umständen und wegen des Fehlens der Freiheit so leicht entstehende gemütliche Depression üben.

Schreiber dieses war als Militärarzt $4^1/_2$ Monate im Inneren Borneos stationiert und hatte dort Gelegenheit die Beri-Beri in ihrer ganzen Gewalt zu sehen. Sie wütete unter den Soldaten gleich einer Furie, monatlich musste die halbe Besatzung fast ausschliesslich wegen schwerer Beri-Beri abgelöst werden, es war als ob diese Krankheit mit Ausschluss aller anderen das vorhandene Menschenmaterial für sich allein in Beschlag nehmen wollte. Die Betroffenen starben entweder nach Verlauf von einigen Tagen oder wenigen Wochen oder hatten für Monate und Jahre, vielleicht für Lebenszeit ihre Gesundheit eingebüsst. Alle Medicamente sind der Krankheit gegenüber beinahe machtlos; die besten Dienste leistet noch frische Luft und nahrhafte Kost; Fleisch, Gemüse und Früchte und zwar in frischem Zustande sind

erforderlich. Von wirklichem Erfolg pflegt aber nur schleunigste Uebersiedelung in gesundes Bergklima zu sein.

Im übrigen unterscheiden sich die Krankheiten des malayischen Archipels in Wesen und Verlauf in der Regel nur unbedeutend von denen Europas, hervorgehoben verdient jedoch zu werden, dass Scharlach dort nicht, akute Lungenkrankheiten selten vorkommen.

Nach einem Aufenthalt von mehreren Jahren in den Tropen ist es für alle Europäer sehr dienlich, für die meisten aber notwendig, auch wenn sie von Krankheiten ziemlich verschont geblieben sind, wegen allgemeiner Erschlaffung und im Besonderen des Nervensystems, in kälteren Ländern ausserhalb der Tropen für ein oder zwei Jahre Erholung zu suchen. Als passende und schnell erreichbare Gegenden oder Plätze würden unter anderen zu empfehlen sein, für im tropischen Afrika Lebende je nach Jahreszeit die Riviera di Ponente, die Schweiz oder andere Bergländer Mitteleuropas und die mehr nördlichen Seeküsten, im Süden das Capland und der Oranje Vrystaat; in Bezug auf das tropische Amerika kämen in Betracht im Süden Chile, im Norden für den Winter Süd-Californien und Nord-Carolina, für den Sommer der Staat-Colorado, die Adirondak-Berge im Staate New-York und die atlantische Küste von Maine bis Washington; für das tropische Hinterasien im Süden Sidney mit Port Jackson für den Winter, Tasmania für den Sommer, im Norden Japan und zwar für den Winter Atami, für den Sommer das Bergland von Hakone oder die Perle von Japan, Nikko.